

Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 31

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644789>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 31
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
4. August
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Berg nach dem Wettersturm.

Von Heinrich Anacker.

Drei Tage lang hat's ihn umballt und umtürmt
Mit Donnern und Tosen und Hezen.
Nun reckt er sein trohliges Steinhaupt verstürmt
Aus den flatternden Wolkenfetzen.

Die Gräte und Kanten, sie wölben sich noch
Wie vordem ob ewigen Hallen —
Doch über das blumenbesäte Joch
Ist schimmernder Neuschnee gefallen.

Der aber funkelt im letzten Strahl
Aus rosigen Spätsommersphären,
Als wollte Gott selber den Berg nach der Qual
Mit heiligem Friedglanz verklären —

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 31.

Nun komme ich wieder heim, Johannes. Ein Jahr bin ich in der Stadt geblieben, und sie hat mich vieles gelehrt. Mag sein, daß das sein mußte. Es schlafen, glaube ich, viele Dinge im Menschen, die blühen müssen, und nicht blühen können. Darum müssen wohl Pflanzen verseht werden, in andere Erde. Sicherlich sind es nicht immer schöne Blumen, aber auch die andern, die gewöhnlichen, oder die giftigen, müssen heraus an die Sonne. Sie verdorren leichter, als wenn sie unter der Erde Unruhe stiften. Ich war bei Tante Ulrike. Sie hat mir geholfen. Eigentlich hat sie wenig gesagt, aber ich merkte, was groß und was klein ist, was notwendig und was überflüssig. Was vorübergehen muß und was bleiben.

Ich will heim kommen. Ich habe José geschrieben, daß ich die Stadt verlassen werde. Er hat mir geantwortet, lieb, zärtlich, aber es schien mir, als sei er froh, und beinahe dankbar, daß ich es ihm erleichtere zu gehen. Ohne Tante Ulrikes Geschichte hätte ich das nicht gekonnt. Es ist mir eine leise Beschämung geblieben, daß er mich nicht zu halten suchte. Groß, wie Tante Ulrikes Liebe, war die meine nicht. Ich weiß nicht einmal, ob tief. Tante Ulrike erzählte mir einmal, die Neger hätten ein Sprichwort: Sage nicht zu dem Wald, der dich beschützt, Wäldchen. So will ich meiner Liebe auch nicht Unrecht tun. Wenn sie nur ein Wäldchen war, so schien sie mir doch ein Wald zu sein, und ich will sie in liebem Andenken behalten.

Mir ist, als sei ich in ein anderes Land verseht, von

dem aus man in das verlassene von weitem ruhig und überlegen zurückschaut. Dankbar für die Gastfreundschaft, die es einem gewährt, froh, auf neuen Straßen gehen zu dürfen. Mir ist, als habe diese Erkenntnis mich schon gestählt, und als hätte ich viel von dem abgestreift, was mich gefesselt, und als sei, an Tante Ulrikes Schicksal gemessen, mein Leben ein Kinderspiel gewesen.

Warum es mich plötzlich und so heftig nach meinem Dorf verlangt, kann ich nicht erklären. Ich weiß es nicht. Es sieht aus wie eine Flucht, ist aber keine. Ich glaube, daß ich zu mir selbst zurückkehren möchte, und in die Flut meines eigenen Elementes hinabtauchen. Ich habe Kraft gewonnen, Einsicht, Erfahrungen gemacht. Ich kann Tante Adeline mit bewußt gewordener Dankbarkeit und meinem Mitleiden eine Stütze sein. Ein wenig fürchte ich mich immer noch vor ihr. Aber in so kurzer Zeit kann man Furcht nicht in Mut verwandeln, das will gelernt und geübt sein, wie jede andere Tugend. Doch bin ich besser ausgerüstet.

Ich freue mich auf dich. Und ich verlasse mich auf dich. Ich will versuchen, es dir zu vergelten, daß du mich zu jeder Zeit zurückgehalten oder gefördert hast, und nie müde wurdest, mir zu helfen, wo es nötig war. Ich habe ein so selbstfüchtiges Leben geführt dies ganze Jahr, daß ich mich darnach sehne, umzukehren. Ich habe nur für einen Menschen gelebt, und will jetzt auch andern ihr Recht zukommen lassen.

Du lächelst, Johannes, du denkst, daß das Gewicht der guten Vorsätze und des Enthusiasmus mit der Größe der

kommenden Tat nicht Schritt halten möchte. Aber ich habe so guten Willen. Es blüht eine so neue, blumenhafte Lebensfreude in mir empor, deren Frische und Wahrheit mich so beglückt, daß es mir scheint, als sei ich einer Gefangenschaft entronnen. Du wirst mir helfen, wie du mir immer geholfen. Du und Tante Ulrike — wie gut habe ich es.

Auf Wiedersehen.

Rahel.

Es grüßten Rahel keine Kränze über den Türen. Kein blendend weißer Tisch glänzte im Eßzimmer. Ein trauer- voll brauner Kuchen stand da mit beinahe schwarzer Decke.

Still und vergrämt hatte Karoline sie am Kutschenschlag empfangen und auf Rahels Frage nach der Tante mit einem kaum merklichen Achselzucken geantwortet. „Sie werden ja sehen.“

Oben an der Treppe stand Ottilie, kugelig und rosig.

Sie umarmte Rahel und weinte dazu. „Es steht schlecht mit ihr. Gut, daß du gekommen bist. So ist jemand mehr im Hause, sie aufzuheitern.“

Rahel sah bald, daß auch sie nicht instande sein werde zu helfen. Jammervoll sah Adeline Petitpierre aus. Der Stolz, der ehemals ihrem Gesicht das Gepräge gegeben, hatte sich verflüchtigt und war dem Ausdruck mißtrauischer Angst gewichen. Sie ging mit kurzen, scheuen Schritten, schlich lautlos den Wänden entlang und weckte tiefstes Mitleiden.

Nach wenig Tagen legte sich ein Druck auf Rahels Seele, der ihr den Atem nahm, sobald sie mit ihrer armen Tante zusammen war. Es schien ihr, als sei sie nie fort gewesen. Die Atmosphäre der Unfreiheit wollte ihre alte Macht wieder aufnehmen. Rahel wehrte sich und gebrauchte ihre Kräfte. Sie wollte sich helfen, indem sie sich Pflichten schuf. Sie versuchte sich zu Menschenliebe und Selbstlosigkeit zu zwingen. Einen neuen, ihr noch nicht bekannten Weg wollte sie gehen, weil sie auf allen den Pfaden, die sie bisher eingeschlagen, nicht an das Ziel innerer Freude und Ruhe gelangt war.

Das Wort „andern dienen“ war irgendwie in ihrem Gedächtnis hängen geblieben. So begann sie Krankenbesuche zu machen, übernahm Familien, die früher Adeline Petitpierres Sorge empfohlen worden waren. Sie ließ sich in Vereine aufnehmen, von denen sie sich wieder frei machen mußte, da sie den Abstand zwischen ihr und den anderen wohlthätigen Damen erkannte. Sie las Adeline vor, trotzdem die Kranke nach kurzer Zeit zu Rahels Entsetzen in stumpfes Brüten versank, die Hände verzweifelt rang und sich unmöglicher Fehler anklagte. Sie half ihrer Mutter im Haushalt, bald entmutigt durch Ottiliens Mangel an Gefühl für ihre Tochter, der sie kindliche, oder aber Arbeit der Dienstboten übertrug.

Seltenerweise suchte Rahel Johannes nicht so oft auf, als dies früher geschehen war. Es mochte sein, daß eine bindende Scheu sie hinderte. Sie hatte ihn tief in ihr Inneres sehen lassen, ihm durch ihre Briefe Einblicke in ihr Gefühlsleben gestattet und bereute das nun, da sie ihm wieder gegenüberstand. Vielleicht fühlte sie seine Liebe, die sie nicht erwidern konnte, vielleicht sträubte sich das erweckte Unabhängigkeitsgefühl in ihr, sich zu willig seiner Leitung zu überlassen. Doch brachte sie ihm, was sie ge-

schrieben in den seltenen Stunden, in denen sie sich ruhig und voll Verlangen darnach fühlte. Schüchtern hatte sie ihm drei Gedichte vorgelesen.

„Rahel“, sagte Johannes, als sie geendet, „wie weit sind deine Gedichte dir voraus. Wie das Bild einer reifen Frau, das man mit dem eines jungen Mädchens vergleicht. Das erfüllt mich mit großer Hoffnung. Wenn in dir schlummert, was deine Worte spiegeln, freue ich mich auf dein Leben, auch wenn es Leiden und Schmerz ist. Lies sie mir noch einmal, willst du?“ Sie tat es. Aber sie begann plötzlich zu weinen. Darnach ging sie lange nicht mehr in das alte, sonderbare Haus, in dem ihr Freund wohnte.

Sie wurde bald wieder heimatlos im weißen Hause. Wie ein Gespenst wirkte Adeline auf sie, die lebend, dennoch von allem pulsierenden Leben abgeschnitten war. Der starre Blick, der schmerzlich verzogene Mund hielten das junge Mädchen wie unter einem Bann. Die Reitpferde waren verkauft, und Belusa, bei dem Rahel von jeher Anhänglichkeit und Natürlichkeit gefunden, lag krank an heftiger Gicht, so daß Rahel ihn wohl alle Tage aufsuchte, um ihn zu erheitern, aber nicht mehr die frohe und derbe Note fand, die er dem Hause brachte, wie er das sein Leben lang getan.

Sehnüchzig gedachte Rahel Tante Ulrikes. Jedes Gedenken gab ihr Mut und Kraft. Sie empfand den ganzen vergangenen Winter und das Frühjahr, das sie in der Stadt verbracht, als eine Episode, ein buntes Gemisch von Ereignissen und Erlebnissen, als ein Gewand, das ihr gut gestanden und in dem sie gegläntzt, dem sie aber entwachsen war. Dennoch hatte, was langsam im Sande zerronnen, schön begonnen. Was aber stirbt, ohne Spuren zu hinterlassen, darf nicht betrauert werden. Rahel war um Josés willen ohne Trauer. Je länger je weniger konnte sie in der jammervollen Umgebung, die sie umging, frei atmen. Ohne es sich deutlich zu bekennen, suchte sie wiederum einen Weg aus dem Labyrinth der trübseligen und verästelungenen Pfade ihrer Hausgenossen in ihren eigenen Garten. So ging wieder ein Winter vorüber. — —

Karoline betrat Frau Petitpierres Zimmer, um ihr die gewohnten Dienste zu leisten. Es war dunkel, und nichts rührte sich. Draußen heulten die Frühlingsstürme, und warfen sich mit klirrendem Geräusch gegen die Fenster. Adeline saß vornübergebeugt auf einem niedern Stühlchen am Fenster, halb versteckt von den grünen Vorhängen. Sie hielt den Kopf in die Hände gestützt und die Ellenbogen auf den Knien. Karoline machte Licht. Sie sah, daß Frau Petitpierres Gesicht von Tränen überflutet war, und ihre Züge in Angst verzerrt.

„Liebe Frau Petitpierre, wollen Sie nicht schlafen gehen?“ bat die Kammerfrau. „Es ist notwendig, daß Sie schlafen.“

„Karoline“, flüsterte Adeline, „ich weiß es jetzt. Es ist ein Abgrund in meinem Leben. Er ist nicht ausgefüllt, und ich hätte ihn ausfüllen sollen. Darum geht es mir so schlecht. Ich habe ihn nicht ausgefüllt, ich habe bloß das Testament hineingeworfen. Dort liegt es jetzt, und keiner kann es herausholen.“

Karoline sah entgeistert in der Herrin Gesicht. „Liebe Frau Petitpierre, um Gotteswillen, denken Sie nicht solche Dinge. Sie haben immer getan, was recht war, Sie haben das Testament ja wieder geändert, oder vielmehr, Sie haben das andere ja gar nicht unterschrieben. Das alles sind Phantasieen. Sie sind den geraden Weg gegangen, Sie haben nichts versäumt...“

„Oh, Karoline, ich habe viel versäumt. Ich höre die Stimme, die es mir zuflüstert, aber ich verstehe nicht, was sie sagt. Sie läutet zuerst leise mit einem Glöcklein, das keinen Ton hat, dann redet sie, tonlos und flüsternd, ich muß mich sehr anstrengen. Ich fürchte mich vor der Stimme.“ Frau Petitpierre faßte Karolines Hand mit ihren hagern, langen Fingern, die im Halbdunkel wie Krallen aussahen.

„Wir wollen fort von hier, liebe Frau Adeline, wir wollen reisen. Sie müssen in andere Umgebung kommen, Sie dürfen sich hier nicht einsam abquälen. Wollen Sie nicht den Winter in der Stadt zubringen? Bei Tante — Fräulein Schwendt, und mit Fräulein Rahel?“

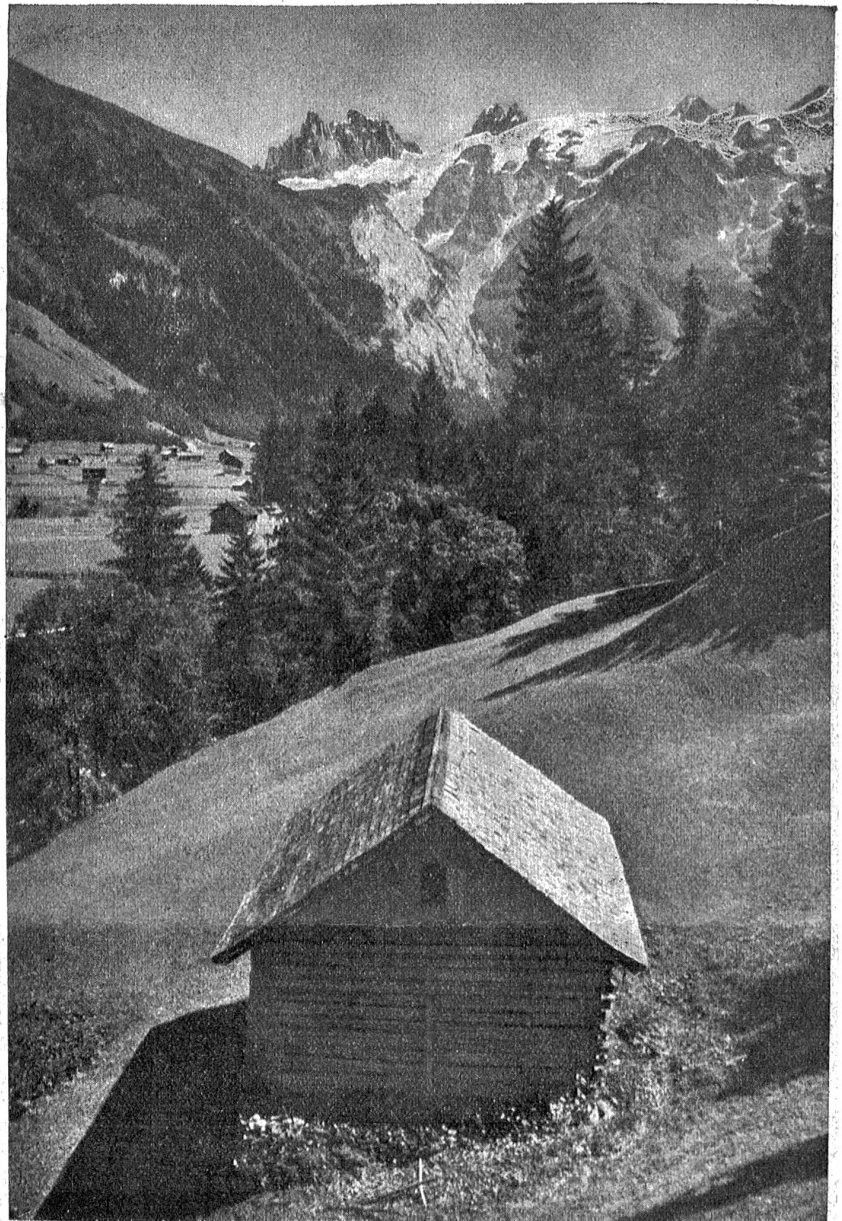
Adeline schüttelte heftig den Kopf, und stöhnte. „Nein, nein, nein, Karoline, ich kann nicht.“ Sie fröstelte. „Sag es niemand, Karoline. Aber ich muß immerfort an den See denken und ihn ansehen. Dort ist etwas versunken, etwas Schönes, Gutes. Ich kann mich nicht erinnern, was es ist. Es gehörte Sidney, meinem Neffen. Erinnerst du dich vielleicht?“

Sie hob flehend die Hände, und Tränen rollten ihr wieder über das weiße Antlitz. „Nein“, sagte Karoline.

„Sag es niemand, Karoline. Ich glaube, es war ein Kind. Es gehörte nicht mir. Ich weiß nicht, wem es gehörte. Auch Sidney gehörte es nicht. Auch Rahel nicht. Vielleicht war es ein Kind, vielleicht war es meine Seele. Ich will dir etwas sagen, Karoline, wenn der Mensch seine Seele verloren hat, gelingt ihm nichts mehr. Er muß sie suchen, bis er sie wieder findet. Wenn er sie nicht sucht, geht es ihm wie mir. Darum ist ein Abgrund in mir. Da sollte ich Blumen hinunterwerfen, aber ich habe keine. Gar keine Blumen, und ich habe doch einen so großen Garten, mit vielen weißen Blumen. Und auch roten. Ich weiß es wohl, da unten, in dem tiefen Abgrund, da liegt die Liebe. Ganz unten, Karoline, mein ganzes Leben lang lag sie da unten im Abgrund. Oben saß ich und ließ sie nicht hinaufsteigen ans Licht. Weißt du warum, Karoline?“

„Frau Petitpierre“, schrieb Karoline gepeinigt, ihrer Herrin Hände in den ihren haltend, „kommen Sie doch zu Bett, ich bitte Sie, ich bleibe bei Ihnen.“

„Nein“, sagte Adeline Petitpierre. „Ich will dir sagen, warum ich die Liebe nicht aus dem Abgrund holte. Weil,



Engelberg. — Blick gegen Spannörter.

wenn die Liebe hinauf darf, man tun muß, was sie will, verstehst du, Karoline, und ich habe nicht tun wollen, was die Liebe will. Nein, nein“, sagte sie singend. „Nein, nein, ich will tun, was ich will. O, jetzt nicht mehr, nein, nein.“

„Aber alle Leute wollen tun, was sie wollen“, rief Karoline, „jedermann, alle.“

Adeline schaute ihrer Kammerfrau scharf ins Gesicht. „Nein, du hast gewollt, was die Liebe dir befahl. Du hast mich lieb gehabt. Mir hast du alles gegeben, was du hattest. O, ich weiß es wohl. Du hast die Blumen, die weißen und die roten.“

Karoline weinte heftig. „Du hast es gut, Karoline, du hast einen Menschen geliebt, mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen. Ich nicht, nein, nein.“ Sie sang es wieder „nein, nein.“

„Und Sie“, schluchzte Karoline, „Sie Frau Petitpierre, Sie haben auch...“



Am Jochpaß.

„Jäh“, schrie Adeline laut und lachte dann klanglos. „Jäh habe meine Liebe erwürgt. Ja, ja, jetzt weiß ich's. Das ist das Kind, das ist das Kind, das ist es. Karoline, das Kind im See.“ Sie sprang auf, und riß das Fenster auf. Sturm fuhr herein mit Heulen.

„Nein“, rief Karoline, „nein, um Gotteswillen, nein.“ Sie hielt Adeline mit beiden Händen fest und brauchte ihre ganze zähe Kraft, sie zurückzuhalten. Adeline sank in sich zusammen, schlug beide Hände vor das Gesicht und weinte ohne Aufhören. Karoline entkleidete sie so rasch es anging, und brachte sie zu Bett. Sie läutete heftig. Endlich kam Belusa, und Karoline bedeutete ihm, daß sie die Nacht bei Frau Petitpierre wachen werde.

Stunde um Stunde saß sie an dem blauen Kachelofen, der mit Geschichten aus der Bibel geschmückt war und reich verziert. Eines der Bilder zeigte den Moses in seinem Binsenföhrchen und die schöne, fettenklirrende Königstochter, die ihn fand und an ihr Herz nahm. Karoline dachte, wald' Glück so ein Kind für Frau Petitpierre gewesen wäre, vielleicht wäre ihre Liebe dann aufgestiegen ans Licht. Der Jammer überwältigte sie. Diese Frau, diese herrliche, stolze, vornehme Frau, sie sollte so enden? Ein Schmerz ohne gleichen durchtobte sie, denn nicht Vater, nicht Mutter, nicht ihren frühen Geliebten und ihr totes Kind hatte sie geliebt wie ihre herrliche Milchschwester. „Wenn sie stirbt, sterbe ich mit. Jäh will nicht mehr leben“, dachte sie. Und endlich

schloß sie ein, den schmalen, hartgeschnittenen Kopf auf der Stuhllehne. Sie träumte, und halb wach, halb schlafend fühlte sie einen kalten Luftzug ihr über die Stirne wehen. Jäh fuhr sie auf und sah Adeline Petitpierre im Begriff, auf den Sims des offenen Fensters zu steigen. Mit lautem Schrei stürzte sich Karoline auf sie, schrie gellend ein zweites und drittes Mal, umfaßte mit ihrem ganzen Körper die heftig sich wehrende und im Zorn schäumende Frau, bis endlich Hilfe kam. Belusa und die Köchin hatten das Rufen gehört und halfen ihr, die Frau zu beruhigen und zurück zum Bett zu geleiten. Belusa blieb am Fenster stehen, die starke Köchin an der Türe, und Karoline saß an Adelines Bett. —

So warteten sie auf den Morgen. Belusa fuhr sogleich nach Präfargier und holte den Arzt, der seit langem Adelines Freund und Vertrauter war. Diesem gelang es, die ganz apathische Frau in ihrem eigenen Wagen in seine Anstalt zu bringen. Mit Tränen empfing sie Frau de Coffran und geleitete Herrin und Dienerin in ein sehr großes, schönes Zimmer, dessen Gitter hinter Brabanter Spitzen und seidnen Vorhängen verborgen waren. Karoline blieb. Sie hatte erklärt, daß, wenn man sie nicht bei ihrer Herrin wachen lasse, sie sich vor deren Türe legen würde. Eine Schwester schlief im Nebenzimmer.

Adeline Petitpierre sprach im Schlaf. Sie suchte das Kind, zwischen Seerosen mit langen, schleimigen Stengeln, die sie hinderten hinabzutauschen und es herauszuholen. Sie fing kläglich zu weinen an. (Fortsetzung folgt.)

Engelberg.

Krumm nach Südost fahren wir hinein nach Engelberg, in jenes „finnbeglänzte Alpental“, von dessen Pracht und „herber Lieblichkeit“ der Zürcher Dichter Konrad Ferdinand Meyer so herrlich zu singen und zu sagen wußte.

Der Bahnhof liegt im Westen des in den letzten Jahrzehnten zu einem rapiden Aufschwung gelangten Kur- und Fremdenortes. Das alte Dorf mit seinen ärmlichen und niederen Holzbauten verschwindet in der Flucht der Gasthöfe und Pensionen. Der wohlthuende Zug eines tatkräftigen Gemeinnes befundet sich in den sorgfältig gepflegten Wegen und Anlagen, der kommunalen Wasserversorgung und der elektrischen Beleuchtung der Ortschaft. Eine deutsch-evangelische und eine englische Kapelle lassen erkennen, daß man im katholischen Engelberg auch die Befenner anderer Konfessionen nach ihrer Fassung selig werden läßt.

Auch der Zauber einer nicht unrühmlichen Vergangenheit schwebt über dem Hochtal. Engelbergs Geschichte zu verfolgen, müssen wir bei dessen ältester und noch heute bestehender Ansiedelung, bei der Benediktinerabtei, beginnen. Dieselbe ist eine Stiftung des zürcherischen Freiherrn Konrad von Seldenbüren; ihre Gründung fällt in das Ende des 11. Jahrhunderts. Die ersten Bestätigungsbriefe des Klosters von Papst Calixt II. und von Kaiser Heinrich V. datieren aus dem Jahre 1124. Das Stift empfing schon in seinen ersten kaiserlichen Diplomen, nachher auch im Jahre 1213 von Friedrich II., dem Hohenstaufen, das volle Recht der Immunität, woraus sich seine volle Herrschaft über das Tal entwickelte. Trotz der wiederholten Versuche der Nidwaldner, die Talleute in ihren Landrechtsverband aufzunehmen, behauptete das Kloster seine souveräne Gewalt bis zum Revolutionsjahre 1798.

Das Stift zählt unter seinen Vorstehern hervorragende Gestalten, so den ersten Abt Adelhelm, gestorben 1131, besonders aber Abt Frowin (1143—1178), der das Kloster